



HERKUNFT
ROMAN

**OSKAR
ROEHLER**



ullstein

Der Autor



OSKAR ROEHLER, geboren 1959, ist Schriftsteller und Regisseur. Seine Romane erscheinen seit 2011 bei Ullstein. Oskar Roehler ist verheiratet und lebt in Berlin.

Von Oskar Roehler sind in unserem Hause erschienen:
Mein Leben als Affenarsch · Selbstverfickung · Der Mangel

Oskar Roehler

Herkunft

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de

Neuausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage März 2022

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Sabine Wimmer, Berlin

Titelabbildung: Oskar Roehler © privat

Autorenfoto: © Nadine Fraczkowski

E-Book-Konvertierung powered by pepyrus.com

ISBN 978-3-8437-2735-8

Emojis werden bereitgestellt von openmoji.org unter der Lizenz [CC BY-SA 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).

Auf einigen Lesegeräten erzeugt das Öffnen dieses E-Books in der aktuellen Formatversion EPUB3 einen Warnhinweis, der auf ein nicht unterstütztes Dateiformat hinweist und vor Darstellungs- und Systemfehlern warnt. Das Öffnen dieses E-Books stellt demgegenüber auf sämtlichen Lesegeräten keine Gefahr dar und ist unbedenklich. Bitte ignorieren Sie etwaige Warnhinweise und wenden sich bei Fragen vertrauensvoll an unseren Verlag! Wir wünschen viel Lesevergnügen.

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Teil eins

1.

Kurz bevor die Westmächte das Grundgesetz der neuen Bundesrepublik Deutschland genehmigten, bewegte sich mein Großvater Erich Freytag durch die Straßen eines Ortes, den er noch nicht kannte, und näherte sich einem kleinen, verlassenen Provinzbahnhof.

Vor drei Wochen war er aus der russischen Kriegsgefangenschaft entlassen worden und hatte Hunderte von Kilometern, teils in klapprigen Bummelzügen, teils zu Fuß, zurückgelegt. Meistens war er allein gewesen und hatte viel Zeit zum Nachdenken gehabt. In dieser Zeit war alles in einer merkwürdigen Schwebelage geblieben.

Es schien, als hätte sein entkräfteter Körper sich mit Träumereien über Wasser gehalten. Er konnte sich an fast nichts erinnern. Er hatte auch nur eine sehr verschwommene Vorstellung davon, dass das Land, für das er in den Krieg gezogen war, untergegangen war. Er war nicht dabei gewesen. Er hatte den Showdown verpasst.

Große Teile der Heimat waren weg. Inklusive der eigenen, Thüringen, waren sie an den kommunistischen Pöbel gefallen. Er hatte es nur gerüchteweise erfahren, er war im Lager gewesen. Solange er die polnischen Dörfer durchstreift hatte, ging es noch. Aber nun war er am Ziel angekommen. Was er sah, beunruhigte ihn. Hausfrauen machten Einkäufe, hängten Wäsche auf, Hauseingänge wurden geputzt,

Wohnungen gelüftet, man hörte Kindergeschrei. Das Leben hatte offenbar ohne ihn längst wieder angefangen. Er sah sich um und merkte, dass Blicke auf ihm ruhten. Er schämte sich. Und er hatte allen Grund dazu. Er sah aus wie ein Clown. Haare, lang, grau und dünn, hingen an seiner Glatze herunter. Man hatte sie ihnen nicht mehr geschnitten, weil sie eigentlich erschossen werden sollten. Die Zähne waren ihm nach und nach ausgefallen. Der letzte vordere Schneidezahn, der noch die Stellung gehalten hatte, war von einem brutal harten Kanten Brot zur Strecke gebracht worden.

Jetzt würde er das Brot, wie eine Spinne, mit seinen Magensäften zersetzen müssen, wenn er nicht irgendwann ein Gebiss fand. Dazu kam die Ruhr. Er hatte immer noch Dünnpfiff. (Später kam die Verstopfung hinzu, die sich wie ein dicker Riegel vor den Dünnpfiff schob, was ihm mehr Sicherheit gab.)

Unsicher auf den Beinen taperte er auf den kleinen, verlassenen Provinzbahnhof zu.

Nun war er seinem Ziel sehr nahe. Er würde zu der Sammelstelle am Bahnhof gehen und die letzten verbliebenen Anschläge lesen. Es waren nur noch wenige, die an dem großen Brett hingen. Er sah sie schon von Weitem, und seine Anspannung wuchs. Wenn es stimmte, was sein Kamerad gehört hatte, dann war die Familie in diesem Ort gelandet und er würde den Zettel finden.

Der Anblick war trostlos. Etwa zwanzig Papierfetzen, vom Regen und der Sonne ausgebleichen, gaben ihm das Gefühl, viel zu spät aus dem Krieg heimgekommen zu sein. Aber dann fand er den Zettel. Das war die Schrift seiner Frau:

*Elisabeth Freytag. Buckenhofen. Kammgasse 3. – sucht ihren Ehemann – in
Russland vermisst.*

Als er den Zettel abnahm und vor sich hinhielt, begann sich seine Brust auf einmal schwer zu heben und zu senken. Es kam wie von allein, er konnte nichts dagegen tun. Er versuchte das Gefühl in den Griff zu bekommen, aber es überwältigte ihn.

Es war ein komisches Gefühl. Es war, als würde Sauerstoff in einen Stollen gepumpt, oder in eine Gruft. Da er merkte, dass er seinen Körper nicht unter Kontrolle hatte, zog er prophylaktisch den Schließmuskel zusammen. Er wollte keinesfalls beim Anblick der Schrift seiner Frau in die Hose machen. Tränen waren ihm offensichtlich keine gekommen, obwohl er sich nicht einmal dagegen gewehrt hatte. Wahrscheinlich war nicht nur der Rachenraum, sondern der gesamte Schädel bis in die Augenhöhlen hinein vollkommen ausgetrocknet. Als eine Frau auf ihn zukam, um ihm weiterzuhelfen, ergriff er die Flucht.

Während Erich sich der Kammgasse näherte (er hatte niemanden nach dem Weg gefragt), stieg sein Unbehagen. Er hatte stundenlang nach dieser Gasse gesucht. Aber der Name war vollkommen irreführend. Was er hier vor sich sah, hatte mit einer »Kammgasse« nichts zu tun. Stattdessen sah er etwa zehn Wohnblöcke, jeweils mehrere Stockwerke hoch. Sie standen irgendwo, im Niemandsland, auf harter graubrauner Erde.

Eine Woge von Selbstmitleid überrollte ihn plötzlich. Was hatte er hier zu suchen? Was sollte das Ganze? Er war neunundvierzig Jahre alt, fühlte sich aber wie achtzig.

Er hatte keine Zähne und stank aus dem Mund. Er hatte sich daran gewöhnt, im Morgengrauen Maden zu fressen, seinen Urin zu trinken und

irgendwann erschossen zu werden. Weshalb, um Himmels willen, sollte er plötzlich ein neues Leben anfangen?

Was für ein schlechter Witz war das? Vermutlich hatte er tatsächlich mit dieser früh ergrauten Frau mit dem ausgemergelten Gesicht und der großen Nase Söhne gezeugt. Das abgeschabte Foto in seiner Tasche bewies das. Aber es war verdammt lange her.

So lange her, dass sich Müdigkeit und Überdruß einstellten, wenn er überhaupt nur daran dachte. Es war bitter, dass er damals so naiv gewesen war, sie für den Führer zu zeugen. Magda Goebbels hatte die Chance gehabt, ihre Kinder zu töten. Er nicht. Er würde nun zusehen müssen, wie sie in eine Judenrepublik hineinwuchsen.

Er wollte sie gar nicht mehr sehen. Der Rückweg war ihm allerdings verschlossen. Wo hätte er hingehen sollen mit seinem Dünnpfiff? Die einzige Chance, die er noch hatte, waren die fünf Schuss in seinem Revolver. Er hätte sie schon vorher nutzen sollen. Dann hätte er sich diese beschissene Reise erspart.

Beim Überqueren des Platzes erkannte er die Wohnung zwischen den Blöcken, gleichsam im Vorbeigehen, an den alten Vorhängen. Sie verströmten ein merkwürdiges, sentimentales Gefühl. Er blieb stehen, mahlte mit dem Unterkiefer und dachte einen Augenblick nach.

Was machte es schon, wenn es schiefging? Was hatte er zu verlieren?

Die Wohnung lag im Hochparterre. Die Tatsache, dass er ins Schlafzimmer blicken konnte, erregte ihn. Plötzlich war, hochgeschossen wie aus dem Nichts, etwas da, das sich wie eine Erektion anfühlte. Er schlich zum Fenster und blickte hinein. Durch die hellen, transparenten Vorhänge konnte er die Konturen des alten Schlafzimmers erkennen, die im Halbdunkel lagen. Ihm fiel ein, wie sich seine Frau immer vor der

Kommode wusch, mit einem Lappen, den sie in lauwarmes Wasser tauchte, unter den Achseln und auch zwischen den Beinen.

Ihr breites Becken, ihre geigenförmige Figur. Im Lager war ihm das Wichsen vergangen. Jetzt bekam er plötzlich wieder Lust darauf. Er dachte daran, wie er aussah und wie er stank, und empfand diese Gefühlsregung als nihilistisch. Die Tatsache aber, dass er überhaupt einen Gedanken formulieren konnte, egal, wie abwegig er war, erregte ihn. Auf seinen eingefallenen Mund quälte sich ein bizarres Lächeln.

Das Schlafzimmer war leer. Plötzlich hörte er eine Art Schrei. Er fuhr herum.

Vor ihm, wenige Meter von ihm entfernt, stand groß und blond seine verhasste Schwester Marie. Sie überragte ihn noch immer, und in ihren kalten blauen Augen war noch dieselbe Verachtung zu lesen, die sie seit jeher für ihn übriggehabt hatte. Sie schien überhaupt nicht älter geworden. Er fühlte sich wie ein Greis neben ihr.

Als sie siebzehn war, hatte sie begonnen, ihn nachzuäffen. Das ging so weit, dass sie sich Achselhaare abschnitt und als Hitlerbärtchen unter die Nase klemmte, eine braune Uniform anzog und die Reden, die er für die NSDAP auf den Marktplätzen hielt, hinter seinem Rücken zum Besten gab, vor der ganzen Familie, die sich vor Lachen bog.

Wenn er dazukam und ihr die Blätter aus der Hand riss, improvisierte sie einfach weiter.

Er hätte ihr damals am liebsten ein paarmal den Kiefer gebrochen, aber er war machtlos. Sie stand unter dem Schutz seines Vaters, des Patriarchen, der ihn schließlich wegen seiner Parteizugehörigkeit enterbte. Das war auch der Grund, weshalb er in den Krieg gezogen war. Er hatte die Schnauze voll gehabt. Seit dieser Zeit hasste er Marie. Jetzt

starrte sie ihn aus ihren kalten blauen Porzellanaugen verwundert an, als wäre die Zeit stehen geblieben.

»Erich?«, rief sie mit ihrer typischen, spöttischen, leicht überdrehten Stimme.

Er hatte niemals damit gerechnet, dass sie in seinem Leben noch einmal eine Rolle spielen würde. Sie wollte früher immer nach Berlin und Schauspielerin werden. Was, verdammt noch mal, machte sie hier?

Er gab dem Impuls, sich größer zu machen, im letzten Moment nicht nach, weil er sich rechtzeitig erinnerte, dass sie das auch immer nachgeäfft hatte. Stattdessen räusperte er sich und fixierte sie unter der Tarnung seiner buschigen, dicht zusammengewachsenen Augenbrauen.

»Ist Elli da?«, nusichelte er.

»Nein, du Schwein, nein, du Schwein, nein, du Schwein«, hörte er sie schon singen, wie früher immer. Stattdessen fragte sie, immer noch erstaunt über seine Erscheinung und Anwesenheit: »Wie bitte?«

Er gab sich Mühe, seine Frage zu wiederholen. Seine Geduld war bereits aufs äußerste strapaziert.

»Nein, sie ist nicht da«, sagte Marie und starrte ihn an. »Sie ist einkaufen gegangen.«

»Und wann kommt sie wieder?«, fragte er.

»Woher soll ich das wissen?«

Erich senkte den Blick und spürte das Eisen seines Revolvers in der Hosentasche. Seine Erektion war abgeklungen. Zum Lustgewinn hatte Marie wahrlich nicht beigetragen.

Er hatte zumindest die Genugtuung, dass er sie, wenn er wollte, einfach abknallen konnte. Erich wartete noch einen Augenblick mit gesenktem Blick auf irgendein Zeichen des Entgegenkommens von ihr, dann schaute er auf und sah sie wieder unter seinen buschigen

Augenbrauen hindurch an. Er wusste, dass die Ruhe in seinem Blick und die Tatsache, dass man diesen Blick nicht genau orten konnte, sie verunsichern würde.

»Willst du reinkommen?«, fragte sie, tatsächlich etwas eingeschüchtert.

Er schüttelte den Kopf. »Ich kann warten«, sagte er nur und setzte sich in Bewegung.

Diesen kurzen Zweikampf schien er am Ende möglicherweise gewonnen zu haben.

Marie, die eigentlich einen Wäschekorb dabei hatte, ging wieder hinein. Offenbar hatte auch ihr die Begegnung zu denken gegeben. Sie beherrschte es nur besser, es sich nicht anmerken zu lassen.

Kaum fühlte er sich nicht mehr beobachtet, fiel Erich wieder in sich zusammen.

Er schlurfte über den fest gestampften, geharkten Sandplatz zu einer Bank am Ende der Häuser, die nur auf ihn gewartet zu haben schien. Er nahm den Tornister ab und ließ sich neben ihm auf die Bank fallen. Der Schock, dass seine Schwester da war, saß ihm tief in den Knochen. Er lauerte darauf, dass irgendeine Antwort in seinem leeren Hirn auftauchte. Was er fühlte, war Bedauern, eine tiefe Resignation darüber, dass das Schicksal am Ende seiner langen Reise durch Nacht, Tod und Dunkelheit nun ausgerechnet seine Schwester als Belohnung für ihn bereithielt.

Mit einer tumben Bewegung fischte er nach dem letzten Kanten Brot in seinem Tornister. Er war bereits viel zu hart, um ihn auseinanderbrechen zu können. Erich versuchte, sich den Kanten in den Mund zu schieben, um ihn zu lutschen und langsam aufzuweichen, aber zu seiner seelischen Pein stellte er fest, dass er zu groß war und er ihn nicht ganz in den Mund bekam. Wie ein Pfropfen blieb das Brot zwischen den Lippen hängen. Er

blies wütend, mit letzter Kraft, und der Klumpen ploppte schließlich hinaus und landete im Sand.

Wie in einem Vakuum tauchten jetzt vier Gestalten am Rand seines Gesichtsfelds auf und gingen in einiger Entfernung auf das Haus zu. Schon an dem weichen Gang erkannte er seine Frau. Dann mussten die beiden anderen seine Söhne sein. Aber wer war der kleine Vierte im Bunde, dessen schmaler Kopf und Segelohren weithin sichtbar waren?

Wer war das? Hatte er ihn zweiundvierzig, auf seinem letzten Heimaturlaub, noch schnell gezeugt (er konnte sich nicht erinnern), oder war das ein Kuckucksei, das sie ihm da ins Nest gelegt hatten? Er erinnerte sich jedenfalls, nur zwei Söhne zu haben.

Die Sache gab ihm zu denken. Sie hatten ihn nicht bemerkt, steuerten in dem angenehmen Licht, das die späte Nachmittagssonne auf den Platz warf, auf das Gebäude zu und verschwanden schließlich darin. Er rechnete damit, dass seine Frau (immer zur Nachgiebigkeit bereit) spätestens in einer halben Stunde, nachdem Marie ihr alles erzählt hatte, zu ihm kommen und ihn hineinholen würde. Doch nichts dergleichen geschah.

Erich wurde jetzt tatsächlich unruhig. War es möglich, dass Marie nichts erzählt hatte und ihn draußen warten ließ, um einen Eklat zu provozieren? Zuzutrauen war ihr alles.

Aber er glaubte es nicht. Wahrscheinlich saßen sie alle ratlos in der Küche und wussten nicht, was sie machen sollten. Vielleicht hatte Marie ihnen erzählt, dass er gefährlich war.

Ihm brummte der Schädel. So viel auf einmal hatte er seit vielen Jahren nicht mehr gedacht. Er schob sich seine Wumme in der Hose zurecht und stand langsam auf.

Während er den Platz überquerte, wurde es dunkel. In der Küche ging Licht an.

Und tatsächlich, da saßen sie und hielten eine Art Familienrat ab. Im selben Moment warf Marie einen Blick hinaus und zog die Vorhänge mit einer aggressiven Bewegung zu.

Jetzt reichte es ihm. Er marschierte die letzten zwanzig Meter auf das Haus zu und klingelte. Es dauerte, bis jemand kam. Als die Haustür aufging, traf ihn wieder Maries kalter, ungerührter Blick.

»Ah, Erich. Willst du jetzt doch reinkommen?«, fragte sie.

Es kam ihm vor, als wäre sie in den wenigen Stunden wesentlich stärker geworden. Vielleicht hatte sie sich den Rückhalt der Familie gesichert. Er wich ihrem Blick aus.

»Ich hoffe, du hast nichts dagegen«, sagte er und sah sie erst jetzt scharf an.

Sie blickte sofort weg, schien allerdings wieder nicht zu verstehen. Sprach er tatsächlich so undeutlich?

Schließlich hielt sie ihm die Tür auf: »Na, dann komm mal rein.«

Sie ging voran. Im Flur der Wohnung standen die gleichen Möbel wie früher. Sogar der Läufer war noch aus Graubach.

Als er in die Tür trat, war Elli bereits aufgestanden. Auch sie war mindestens einen halben Kopf größer als er. Immerhin machte sie sich sofort schuldbewusst kleiner, als sie es bemerkte. Ihr verging schnell das Lächeln. Offenbar erschrak sie über sein Aussehen.

Ihm fiel auf, dass ihre Haltung schlechter geworden war. Ansonsten war sie ihm erstaunlicherweise überhaupt nicht fremd. Alte Erinnerungen daran, wie unsportlich sie immer gewesen war, kamen hoch. Auch an ihre weiche, selbstvergessene Art zu gehen erinnerte er sich plötzlich wieder. Es schien elektrisch zu knistern, wie früher öfter, wenn er in die Nähe ihrer Aura kam (was nicht bedeutete, dass es zwischen ihnen knisterte, sondern eher, dass es vor Trockenheit Funken schlug).

Offenbar hatte sie ihm die Hand geben wollen oder ihn umarmen oder was man bei solchen Gelegenheiten tat, aber dann wich sie zurück. Auch die Worte waren ihr im Hals stecken geblieben. In der Küche wurde es plötzlich sehr still.

Alle sahen ihn an, als erwarteten sie, dass er den Mund aufmachte und etwas zum Besten gab. Was sollte er sagen? Dass es nicht so gut gelaufen war, wie sie anfangs gedacht hatten? Dass es in Stalingrad nachts ziemlich kalt werden konnte?

Er merkte, dass ihm nichts einfiel. Und kapitulierte. Mit der zunehmenden Stille, die in der Küche einsetzte, wurde ihm schummrig. Er tastete sich zu einem Holzstuhl vor, der in der Nähe der Tür stand, und setzte sich erst einmal. Das Rauschen in seinem Kopf fing wieder an. Schemenhaft nahm er den Küchenboden wahr, der in nebulösem Grau vor ihm lag.

Sein Blick suchte Halt auf den klobigen Schuhen der Kinder, die paarweise, ihm gegenüber, regungslos auf dem Boden standen.

»Nun, Kinder, sagt guten Tag!«, rief Marie. »Schaut, das ist euer Papi! Erkennt ihr ihn nicht?«

Sie zeigte mit dem Finger auf ihn. Ihre laute, fröhliche Stimme dröhnte schmerzhaft bis in die hintersten Kanäle seiner Ohren und drohte sein Gehirn in Flammen zu setzen.

Halt dein verdammtes Maul!, dachte er.

Er wusste, dass sie jede seiner Regungen haargenau beobachtete. Unauffällig versuchte er, Luft in die Lungen zu pumpen, aber sein Brustkorb blieb hart wie ein Panzer. Das Rauschen in seinen Ohren schwoll an und ebte ab wie die Brandung eines Ozeans.

Wenn es abebte, hörte er irgendetwas. Jetzt zum Beispiel. Es war ein penetrant lautes Flüstern, eine krähende Kinderstimme, die ebenso

bohrend war wie die von Marie.

Sie musste seinem jüngsten Sohn gehören, dessen schmaler, länglicher Kopf Ähnlichkeit mit einem Vogel hatte. Jetzt war es ein Schnarren. Was hatte der Junge gesagt?

Er hob den Blick und sah ihn an. Der Junge schaute mit leeren Augen zurück. War er vielleicht debil? Die Augen standen sehr eng zusammen und lagen tief in den Höhlen, wie bei einer Eule. Sein Gesicht war das nicht. Und auch nicht das von Elli. Es gab niemanden in seiner Verwandtschaft oder unter seinen Vorfahren, dem dieses Gesicht ähnlich war. Wann hatte er ihn gezeugt? Wie alt war dieser seltsame Junge?

»Wie alt bist du, Junge?«, hörte er sich flüstern.

Es kam keine Antwort.

Erich senkte den Blick und starrte auf seine klobigen Schuhe, bis sie verschwammen. Er konnte nicht mehr. Er hörte, wie sein ältester Sohn etwas zu seiner Mutter sagte.

Seine Stimme klang dunkel, sonor und weich. Er war ihm vom ersten Moment an sympathisch. Er war der Einzige, über dessen Gesicht ein Lächeln gehuscht war, als er an die Tür trat.

Erich versuchte zu verstehen, was sein Ältester sagte. Er war groß und sah gut aus, wirkte bereits erwachsen. Bestimmt versuchte er seiner Mutter zu verstehen zu geben, dass es an der Zeit sei, ihn endlich nach hinten zu führen, ihm ein Bad einzulassen und ihm das Bett aufzuschlagen, dort, wo sein angestammter Platz war. Ihn schlafen zu lassen und ihm Heiltee hinzustellen gegen die Scheißerei.

Stattdessen hörte er jetzt ganz deutlich die schnarrende Stimme laut krähen: »Der Papi stinkt. Der Papi stinkt.«

Erich blickte auf. Der Kleine fing an, blöde zu kichern. Dabei hielt er sich die Nase zu. Sofort bekam er von dem Zweiten eine gescheuert, dass

er fast vom Hocker fiel. »Wie kannst du so etwas sagen!«

Der Kleine rannte heulend aus der Küche, Marie lief ihm hinterher.

So verteilten sich in diesen ersten, entscheidenden Momenten in der Küche nach und nach die Sympathien und Antipathien. Erich wusste jetzt ungefähr, wo er stand – und es ging ihm gleich ein wenig besser. Er fragte den Zweiten nach seinem Alter. Zu mehr fühlte er sich noch nicht in der Lage. Heinz gab ihm bereitwillig Auskunft.

Elli fragte ihn jetzt, ob er etwas trinken wolle.

»Gib mir einen Schluck Wasser«, nuschelte er. Wie er das sagte, klang es nach irgendeinem Kauderwelsch, kaum noch Deutsch. Elli und der Älteste, Rolf, tauschten einen Blick, bevor sie an den Wasserhahn ging und ein Glas darunter hielt.

Sie reichte es ihm. Erich trank es in hastigen Zügen. Dabei merkte er, dass seine Mission für den heutigen Tag beendet war. Es gab nichts mehr zu sagen. Dass er nicht gleich die Knarre herausgeholt hatte, war seiner Frau und seinem Ältesten zu verdanken.

Der Kleine im Hintergrund greinte immer noch laut. Allein das wäre schon Anlass genug gewesen. Das Rauschen in seinem Kopf hatte allmählich aufgehört, und er erhob sich langsam. Er merkte, wie das Wasser in seinem Magen rumorte. Die Ruhr hatte ihn immer noch am Haken.

»Auf euer Wohl.« Er stellte das Glas ab.

»Du willst uns doch nicht schon wieder verlassen?«, hörte er Marie sagen. Sie stand in der Küchentür und hielt den Jungen mit einer solchen Selbstverständlichkeit auf dem Arm, als wäre sie seine Mutter und dies ihr Zuhause.

»Wie lange bist du eigentlich schon hier, Marie?«, hörte er sich fragen.

Sie ließ sich Zeit mit der Antwort. »Seit wir hier sind, Erich. Seit drei Jahren. Ich hoffe, du hast nichts dagegen.« Sie sah ihn herausfordernd an. Der Scheinfriede war gebrochen.

»Und was habt ihr gemacht?«, fragte er mit vor Wut zitternder Stimme.

Marie zog ratlos die Mundwinkel nach unten und sah Elli an. »Was wir gemacht haben? Was haben wir gemacht? Wir haben die Zeit totgeschlagen. Was sollen wir sonst gemacht haben? Wir haben amerikanische Krimis gelesen und jüdische Zigaretten geraucht. Und im Bikini in der Sonne gelegen. Und den Rest der Zeit haben wir uns geschminkt, haben uns hohe Schuhe angezogen und sind ausgegangen. Und ja, wir haben mit den Amis Rauschgift genommen. Wir haben viel, viel Rauschgift genommen. Ach, das hätte ich fast vergessen. Dann haben wir es mit ihnen getrieben.«

Der Junge mit dem Vogelkopf fing laut an zu lachen. Marie lachte mit und blickte sich einladend um. Rolf lachte auch, eher aus Hilflosigkeit und weil er glaubte, dadurch die Situation zu retten. Elli fiel vorsichtig in das Lachen ein. Erich stand mit eingekniffenem Mund da und nickte. Es war wie früher. Da hatte sie recht. Er war immer noch der Dumme. Es hatte sich nichts geändert.

Lars, so hieß der Junge, bekam einen Schluckauf. Sein langer Kopf bebte und wurde puterrot. Marie schlug ihm auf den Rücken.

Ich werde mich wohl bei euch fühlen, dachte Erich zynisch. Ihr werdet bestimmt alles tun, um mir das Leben angenehm und erträglich zu gestalten. Du, geliebte Schwester, wirst mir abends, wenn ich nach Hause komme, die Schuhe ausziehen und mir die Füße massieren. Elli wird mir dabei aus der Zeitung die wichtigsten Meldungen vorlesen. Es werden alles gute Nachrichten sein, die davon handeln, wie es in diesem Land wieder bergauf geht.

Und dann, dann werde ich es mit euch beiden treiben, mit der blonden und der brünetten Ami-Hure und Vaterlandsverräterin. Ich werde das große Ehebett mit euch beiden verwüsten, bis es auseinanderkracht, bis die Nieten aus der deutschen Eiche splintern, wie ich es oft in Polen, in der Ukraine und in Galizien getan habe. (Und sogar in Paris, als ich noch Korpsstudent war.)

»Die Geschichte wiederholt sich, Heidegger«, murmelte er.

Marie konnte wenig mit dem ominösen Satz anfangen. Sie blickte Elli fragend an, ob sie eine Erklärung dafür hatte, was in dem merkwürdigen Kopf dieses stinkenden Halunken vorging. Ellis Mund fiel zusammen. Auch sie trug bereits ein Gebiss.

Erich steckte seine Hände in die Taschen. Er fühlte, dass alles klitschnass war. Wenn er schwitzte, das wusste er selbst, fing er fürchterlich zu stinken an.

»Ich wünsche euch noch eine gute Nacht.« Er merkte, wie die alten Sätze wieder hochkamen, die Sätze von früher. Und er spürte eine trügerische Geborgenheit aufkommen, die nichts mit der kalten Wirklichkeit der Frühlingsnacht zu tun hatte. Er verließ die Küche. Es kostete ihn Mühe, die Beine zu heben, damit er nicht schlurfte. Sie waren schwer wie Blei.

Als er draußen war, blickte er sich noch einmal um. Das Küchenfenster schien plötzlich aufzuklaren und taghell zu werden. Das nüchterne Erscheinungsbild einer schwer erträglichen Situation trat für Augenblicke zutage. Sein Gehör war scharf wie das eines Hundes. Er glaubte, das Atmen jedes einzelnen Familienmitglieds hier draußen zu hören. Vielleicht war jetzt der Moment gekommen, sich umzudrehen und auf die Personen hinter der Scheibe zu schießen. Er tat es nicht. Stattdessen schlurfte er zu der Bank und legte sich sofort flach hin. Es war eine eiskalte

Frühlingsnacht. Aber er hatte bereits in Stalingrad bewiesen, dass ihn dreißig Grad minus nicht totkriegen konnten. Er war ein Brocken. Ein ganz harter Brocken. Und er hatte keine Lust mehr, sein Licht unter den Scheffel zu stellen. Ein riesiger Sternenhimmel umfing ihn wie zur Belohnung.

Er war wieder daheim. Daheim! Was für einen schönen, weichen Klang dieses Wort hatte. Es stimmte gar nicht, was gemeinhin behauptet wurde, dass die deutsche Sprache so hart war. Sie war weich, herrlich weich, wenn es um die richtigen Dinge ging.

Er fiel in einen schweren, traumlosen Schlaf, aus dem er erst erwachte, als es bereits taghell war und er jemanden neben sich spürte.

2.

Rolf stand am Küchenfenster und sah seinem Vater nach, bis er in der Dunkelheit verschwunden war. Er wartete, bis die anderen aus der Küche gegangen waren. Dann öffnete er das Fenster, zündete sich eine Zigarette an und blickte hinaus. Er wollte sich noch einen Moment darüber Klarheit verschaffen, was eigentlich in den letzten Minuten passiert war. Seit er damals, im Mai 45, die Familie heil in den Westen gebracht hatte, galt er in gewisser Weise als Familienoberhaupt.

Er war zwanzig und seit geraumer Zeit ein fertig ausgebildeter Mann, von der Natur gut ausgestattet. Er ernährte die Familie, indem er nachmittags Steinplatten für die Gemeinde verlegte. Seit etwa einem Jahr schrieb er regelmäßig Gedichte und Kurzgeschichten, was ihm den Nimbus von etwas Besonderem eingetragen hatte. Und nun kam der eigentliche Ernährer zurück, auf Kleinformat zusammengeschrumpft und aus dem letzten Loch pfeifend.

Marie wollte ihn fallen lassen. Elli stand unter ihrer Fuchtel. Er selbst empfand Marie manchmal als verletzend, weil sie spitze Bemerkungen machte und immer das letzte Wort hatte. Er hasste es sogar, wenn ihre Blicke spöttisch auf ihm ruhten und sie sich darüber mokierte, dass er bereits »ein fertiger Mann war« – denn diesen Ausdruck hatte er von ihr.

Sie hatte es irgendwann mal gesagt und hinzugefügt: »Schau mal, jetzt hat er sogar schon Haare auf der Brust.« Eines Abends vor zwei Jahren hatte er beobachtet, wie die beiden händchenhaltend unten am Fluss spazieren gegangen waren. Seitdem hatte er automatisch darauf geachtet, wenn er nachts in seinem winzigen Zimmer saß und schrieb, wie sich die Türen leise bewegten, wenn Marie heimlich ins Schlafzimmer zu Elli schlich.

Das Zimmer lag direkt neben seinem. Selbst wenn er sich den Heimlichkeiten verweigerte, drängten sie sich ihm manchmal auf. Er hörte die Bettfedern und den erstickten Atem.

Es war schwer, sich dem zu entziehen. Durch seine heimliche Mitwisserschaft, von der die beiden etwas ahnen mussten, lag eine Grundspannung in diesem Dreiecksverhältnis.

Als sein Vater in der Küchentür aufgetaucht war, wusste er sofort, dass er ihn mochte und, was viel wichtiger war, dass er ihn als Familienoberhaupt akzeptieren und sich ihm ohne Zögern unterordnen würde. Bei seinen beiden jüngeren Brüdern hatte das schon ganz anders ausgesehen. Sie hatten ihn kritisch beäugt und sich vor ihm geekelt. Es war unklar, wie sich das Verhältnis zu ihnen entwickeln würde.

Er selbst hätte seinen Vater seltsamerweise mühelos anfassen können. Er war ihm vertraut. Er ekelte sich überhaupt nicht vor ihm. Und die Tatsache, dass er nun erst aus dem Krieg heimkehrte, machte für ihn die Sache besonders dramatisch. Er hatte jahrelang, noch als Vierzehnjähriger, die Spur seines Vaters verfolgt. Irgendwann war sie abgebrochen. Irgendwann hatte ihn das neue Leben vereinnahmt, das Leben mit den Frauen, mit den Brüdern, die Gewöhnung an das neue Land, der Beginn des alltäglichen Lebens.

Nun war plötzlich dieser Mann, den sie längst in einem Massengrab wähten, bei Nacht und Nebel wiederaufgetaucht. Was für ein kostbarer Moment. Warum freute sich niemand außer ihm? Die Tatsachen lagen klar auf der Hand. Der gesunde weibliche Egoismus wehrte sich gegen ihn. Mit seinem Vater verband sich das Alte. Der uralte Aasgeruch des Todes, mit dem keiner mehr gerechnet hatte: Hier war er wieder. Erich hatte ihn mitgebracht. Er trug ihn auf der Haut. Man wollte ihn so schnell wie möglich loswerden. Aber so einfach ging das nicht.

Rolf wusste, dass sein Vater viel härter war als alle, die nach ihm kamen. Wenn man ihm half, würde er sich in kürzester Zeit erholen und in das Heer der Trevirajacken tragenden Männer einreihen, die jeden Tag über den Platz zur Arbeit liefen. Er war einer von ihnen.

Wenn man ihm nicht half, wusste er nicht so genau, was geschehen würde. Es war vermutlich eine Waffe, die sein Vater bei sich getragen hatte. Eine Waffe war eine ziemlich banale Angelegenheit. Das hatte er leider selbst noch lernen müssen. Sie konnte die Dinge gewaltsam abkürzen. Und sein Vater hatte einen langen Leidensweg hinter sich. Die Frage war, wie viel Geduld er noch hatte. Er selbst wollte an etwaigen vollendeten Tatsachen jedenfalls nicht schuld sein. Er musste also wieder einmal die Verantwortung übernehmen. Es war offenbar die Rolle, die ihm das Leben zugeteilt hatte.

Er warf seine Zigarette nach draußen und kippte das Fenster. Auf dem Weg zu seinem Zimmer hörte er, wie Marie Lars leise eine Geschichte vorlas. Sie tat ihm jetzt schon leid.

Er betrat sein winziges Zimmer und schloss die Tür hinter sich.

Die Region, in der die Familie jetzt lebte, hieß Unterfranken und war später ein sogenanntes Zonenrandgebiet. Franken war ein verwilderter, unterentwickelter Landstrich, über den die Zeit, nicht aber der Krieg hinweggegangen war. Nürnberg zum Beispiel war vollkommen zerstört worden. Die Ausläufer des Wirtschaftswunders berührten diese Region kaum.

Man konnte die Menschen dort rückständig nennen. Sie sprachen einen Dialekt, der nicht wirklich nachahmenswert war und den Gott sei Dank kaum einer kannte. Es war im Grunde ähnlich wie in der alten Heimat. Die Welt da draußen war den Einheimischen nicht ganz geheuer, und diejenigen, die weggingen, brauchten ihrer Meinung nach auch gar nicht mehr wiederzukommen, falls sie sich danach für etwas Besseres hielten.

Sprechen war verpönt. Wer gerne sprach, war ein Schwätzer. So klang der Dialekt auch, als hätte man keine Übung mehr im Sprechen. Worte mit zwei Vokalen wurden so verstümmelt, dass sie mit einem Vokal auskamen. Konsonanten am Ende eines Wortes wurden gleich ganz weggelassen. Umso erstaunlicher war es, wie klar er hier schreiben konnte. In diesem rückständigen Idyll, das er bereits zu lieben gelernt hatte und das sein Vater genauso mögen würde wie er.

»Ins Bett gekommen« hieß zum Beispiel auf Fränkisch: »neis bed neikumma«.

Das alles würde er ihm beibringen müssen. Vielleicht konnte man diese Sprache ohne Gebiss besser lernen. Rolf musste lächeln. Er versuchte sich seinen Vater vorzustellen, wie er, wie früher, durch die Wälder wandern ging, in einer kurzen Lederhose, und aus voller Kehle sang: »Das Wandern ist des Müllers Lust, das Wandern ist des Müllers Lust, das Wahandern.«

Am nächsten Morgen, es wurde gerade hell, lief Rolf wie geplant mit einer Thermoskanne, gefüllt mit schwarzem Kaffee, den er selbst gemahlen und gebrüht hatte, über den sandigen Platz. Sein Vater lag flach auf dem Rücken auf der Bank und hatte die Augen geschlossen.

Rolf kam heran und blieb einen Augenblick unschlüssig stehen. Der kleine Körper, der dort lag, wirkte merkwürdig eingeschrumpft. Sein Vater sah aus wie ein Toter.

Plötzlich richtete er sich reflexartig auf und starrte ihn an. Rolf zuckte zusammen. »Ich habe dir Kaffee mitgebracht«, sagte er.

Erich senkte den Blick, sammelte sich einen Moment, beugte sich dann laut ächzend vor und begann, ohne weiter auf ihn zu achten, sich mit hoher Geschwindigkeit die Waden zu reiben.

Dann stand er auf und trampelte von einem Fuß auf den anderen. Dabei warf er die Arme abwechselnd vor und zurück. Wie ein Indianer beim Kriegstanz.

Sein Sohn sah ihm fasziniert dabei zu. Sollte dies ein letztes Relikt aus grauer Vorzeit sein, das ihm geblieben war, eine Art Frühsportübung, die er über all die Jahre praktiziert hatte, um sich gegen Kälte, Flöhe, Verstopfung, alptraumartige Gebilde und Erinnerungen zu wehren?

Irgendwann hatte der Alte genug, setzte sich wieder hin und starrte auf seine Füße. Er schnaufte ein wenig. Offenbar war ihm die Kraft ausgegangen. Rolf schenkte ihm die Blechtasse voll und stellte sie neben ihn auf die Bank.

Der Kaffee dampfte in der kalten Luft und verströmte sein Aroma. Aber es tat sich nichts. Der Alte starrte nur vor sich hin, als wäre sein Gehirninhalt in der Versenkung verschwunden.

Rolf setzte sich schüchtern. Mit einem gewissen Vergnügen wartete er ab, ob und wann die kurzfingerige behaarte Pranke mit den langen

hässlichen Nägeln endlich nach der Blechtasse greifen würde. Es verstrichen lange Sekunden. Offenbar wartete er, bis ihm genügend Blut ins Gehirn gestiegen war. In seinen Gedärmen rumorte es bereits ganz gewaltig. Vielleicht versuchte er ja auch nur, der »braunen Flut« seiner Ruhr etwas Druck entgegenzusetzen, bevor die Dämme brachen. Er wirkte jedenfalls sehr konzentriert.

Irgendwann tastete sich die Pranke dann doch zur Tasse vor, schob sie am Henkel, bis dieser direkt auf ihn zeigte. Dann versuchte er zu greifen. Offenbar ungeschickt in der Handhabung geworden, bildete er zuerst eine Klaue, deren einzelne Finger dann versuchten, in den Henkel zu greifen. Er musste mehrere Anläufe unternehmen, bis es ihm schließlich gelang. Seine Geduld wurde dabei auf eine harte Probe gestellt. Rolf sah, wie kalter Schweiß auf die Stirn seines Vaters trat. Er unternahm dennoch keinen Versuch, ihm zu helfen, weil er Angst hatte, dass sein Vater möglicherweise heftig reagierte, wenn man ihn nicht allein machen ließ. Er wollte nicht riskieren, dass der Anfang ihrer Beziehung durch das Herunterschleudern eines mitgebrachten Geschenks markiert wurde.

Schließlich umschlossen die beiden mittleren Greifer der Klaue den Henkel. Rolf wunderte sich, dass sein Vater im Krieg nicht mal einen Finger verloren hatte, geschweige denn einen Arm oder ein Bein. Da der Henkel immer noch zu heiß war, ließ Erich sofort wieder los.

Rolf erntete einen scheelen, vorwurfsvollen Blick. Dann versuchte es der Alte noch mal. Langsam tastete er sich heran, schob, wie ein Primat beim Onanieren, die Finger am Henkel hinauf und hinunter, mit der gleichen andächtigen Miene. Offenbar wollte er eine Stelle finden, die nicht mehr so heiß war. Schließlich gab er auf und ließ die Tasse stehen. Wieder starrte er vor sich hin. Müde und resigniert. Man hätte den Eindruck haben können, dass er, anstatt es durch das Lager gewohnt zu

sein und sich damit abgefunden zu haben, des Wartens ziemlich überdrüssig war, um nicht zu sagen, extrem überdrüssig. Aber vielleicht war er ja einfach auch nur müde und hätte bloß ein Gebiss gebraucht, um seinem Mund den verbitterten Ausdruck zu nehmen.

Rolf blies versöhnlich in den Kaffee, damit er schneller abkühlte.

Schließlich griff Erich, es mochten zehn Minuten dahingeschlichen sein, erneut nach dem Henkel und hob die Tasse zum Mund. Welch ein Triumph! Die erste Schlacht war geschlagen. Sein Vater trank das bittere schwarze Gesöff. Mit schnellen zittrigen Bewegungen, die von Schmerz und Ungeduld sprachen, sog er es in seinen zahnlosen Mund. Dabei schlürfte und schmatzte er laut.

Rolf musste lächeln. Es steckte noch viel Arbeit in dem Projekt, aber es begann allmählich, Spaß zu machen. Der Alte stellte die Tasse ab und starrte wieder ins Leere. Plötzlich riss es ihn hoch, und er rannte hinter das nächste Gebüsch. Ein ungeheures Getöse drang zu Rolf herüber, ein Gurgeln, Blubbern, brachiales Entladen heißer, schwefeliger Dämpfe.

Irgendwann kam sein Vater jämmerlich hinter dem Busch vor.

»Willst du noch einen Schluck?«, fragte Rolf, der es für das Beste hielt, den Alten ganz »auszuräumen«. Erich nickte. Sein Sohn schenkte nach.

So ging es eine Weile zwischen Bank und Busch hin und her. Als sein Vater vollkommen entleert war, holte Rolf zur Belohnung ein Stück weißes Brot aus der Tasche. Der Alte fiel sofort darüber her, in einer unberechenbaren Altmännnergier, von der er ahnte, dass sie ihm in einer anderen Situation, wo es um das blanke Überleben gegangen wäre, durchaus hätte gefährlich werden können. Ein zäher Knochen. Er sah voller Bewunderung zu, wie sein Vater mampfte und dabei immer bedächtiger wurde, nachdem der erste Heißhunger gestillt war, wie ein

Baby. Abschließend wischte er sich mit seinem schmutzigen Ärmel den Mund ab.

Rolf wurde allmählich kalt. Wie konnte sein Vater nur nichts von dieser verdammten Kälte merken? Er machte einen erneuten schüchternen Versuch, die Konversation etwas in Gang zu bringen: »Na, wie geht's dir jetzt nach dem Kaffee?«

»Dange«, kam es mürrisch zurück, »ich will mich waschn.« Dabei blickte sich der Alte hilfesuchend um. Dass er den beiden Frauen in diesem Zustand nicht über den Weg laufen wollte, begriff Rolf sofort.

Er führte ihn über Steinplattenwege, die er, wie er seinem Vater stolz erklärte, selbst gelegt hatte, zu den Gemeindeduschen, die ein zweifingriger Platzwart betreute.

Als Erich sich in dem mit Holzplanken getäfelten niedrigen Raum mit den Duschköpfen auszog, hing ein aufgeblähter Bauch faltig an dem vollkommen ausgemergelten Körper.

Es musste der sogenannte »Hungerbauch« sein. Die großen schlaffen Eier unter dem langen Schwanz, der eher an einen abgeschnittenen Schlauch erinnerte als an ein Zeugungsorgan, hingen ihm fast an den Kniekehlen.

Sein Vater wusch sich wie ein Faultier, unendlich langsam, unter dem kalten Wasser. Auch diese Angewohnheit würde er beibehalten. Er ließ Rolf warten, als wäre er nicht da.

Er ließ sich durch nichts und niemanden mehr aus der Ruhe bringen, was die wenigen angenehmen Dinge des Lebens anging. Und nach vier Jahren endlich wieder zu duschen gehörte offensichtlich dazu.

Später hieß es immer, Erich würde »genießen«, wenn er etwa ein Glas Bowle langsam, Schluck für Schluck hinuntertrank und sich durch nichts in der großen Familie, die ihn mittlerweile umgab, ablenken ließ, weder

durch das Geschrei seiner Enkel noch durch die laute Konversation. Er arbeitete achtzehn, zwanzig Stunden täglich mit der gleichen ruhigen Beharrlichkeit oder saß, über seine Briefmarkensammlung gebeugt, bis in die Nächte hinein und ordnete mit der Pinzette das gesamte Deutsche Reich und die Kolonien.

Was er wirklich bei alledem dachte, wusste niemand. Und ob es Genuss war, wenn er beim Trinken diese kalte innere Ruhe ausstrahlte, wagte Rolf zu bezweifeln. Er erinnerte ihn eher an einen alten Killeraffen, der, in einer Zeitschleife hängen geblieben, irgendwo in Galizien auf der Suche nach dem nächsten Opfer in aller Ruhe durch die Pampa streifte.

Wenn er durch den abendlichen Lärm der Familie hindurchblickte und die minimalen Bewegungen seines Vaters verfolgte, die Hände beobachtete und den Ausdruck auf seinem Gesicht, lief Rolf eine Gänsehaut den Rücken hinunter. Er wusste zwar nicht, was sein Vater im Krieg gemacht hatte, aber in den Bewegungen lag ein Hauch von verräterischem Restbestand, ein Flaum, ein Schatten, eine unheimliche Ahnung, wie kaltblütig er gewesen sein mochte.

Rolf war jedenfalls dabei gewesen, als sein Vater den ersten Kaffee im Westen trank. Vielleicht war es ihm deshalb möglich, tiefer in seine Seele zu blicken. Das Projekt Erich nahm Rolf immerhin die nächsten Tage in Anspruch.

»Besorg mir zum Anziehen«, hieß es als Nächstes. Dann: »Brauche ein Gebiss.«

Er verschluckte Silben oder ließ Pronomen einfach weg, als diktiere er ein Telegramm.

Oder war es eine Art Kauderwelsch aus dem Lager? Er passte jedenfalls wirklich gut in diese Region. Rolf befolgte geduldig seine Befehle.